

# Erzgebirgische Heimatblätter



Nr. 46 — Sonntag, den 13. November 1935

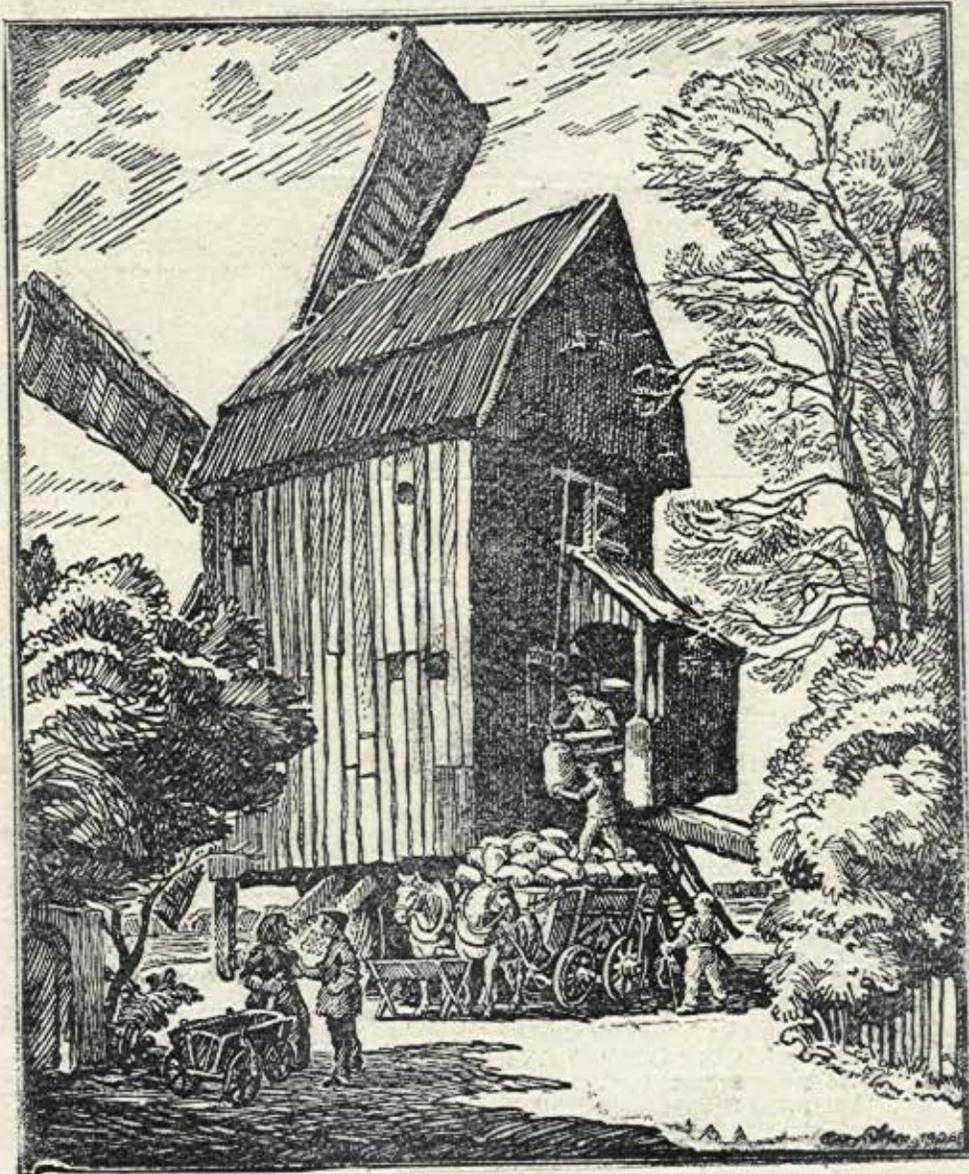
Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

## Erinnerung an den weisen Müller in Sonneberg in Böhmen

Es klappert die Mühle, klipp-klapp . . . das geht in einem fort und hat keine Ruhe. Dem Müller aber ist dieser gleichmäßige Takt ein Wohlgefühl. „Mit jedem Taktschlag wird er reicher!“, so dachten die Leute von Sonneberg, denn der alte Müller war, weiß Gott, ein wohlhabender Mann. Aber es hatte mit ihm doch noch eine ganz andere Bewandnis. Der Müller war nicht nur ein weißer Mann, weil ihn der Mehlstaub bedeckte, sondern der Müller von Sonneberg war auch ein weiser (kluger) Mann. Wie's im alten Sonneberg so war; einen Arzt gab es noch nicht, warum sollte sich da nicht auch der Müller, der sich um das tägliche Brot der Sonneberger kümmert, nicht auch sonst um ihr leibliches und körperliches Wohl kümmern und Er hatte ja Verstand und Klugheit genug, alle Dinge zu erforschen. Wenn seine Mühle klapperte, dann dachte er über dies und jenes nach und er mischte allerhand Mittel und Wunderkräuter, die er auf seinen erzgebirgischen Bergen in Feld und Wiese sammelte, um seinen Bürgern und Nachbarn ein Zaubermittel zu brauen. Bald hatte der Müller von Sonneberg weit und breit einen guten Namen als Wundermann. Er hat seine Weisheit nicht mit ins Grab genommen, sondern war mitteilksam und nun kommen wir zu dem, was uns an Heimat Erinnerungen erzählt wird aus der Feder von Friß Alfred Zimmer. Hören wir, was er uns zu berichten hat: „Unser nächster Nachbar, der Behold-Gustav, das mußten alle Leute, konnte mehr als Brot essen. Seine „geheime Kunst“ hatte er, wie er sagte, von dem berühmten weisen Manne von Sonneberg, einem alten Müller.

Der aber war sicher ein Hellscher und Heilkundiger mit magnetischen Körper- und Seelenkräften gewesen. Doch von solch gelehrten Sachen sprach damals bei uns noch kein Mensch. Die Leute kamen zum „Behold-Gustav“, um sich ihr Kopf- und Gliederreißen, ihr Zahn- und Bauchweh „versprechen“ zu lassen. Aber auch schlimmere Krankheiten, wie Verstauchungen und Wunden, Geschwülste und Eiterungen konnte er „vertun“. Er hatte allerhand gute Salben und Kräuter; aber es waren manchmal auch verwunderliche Ratschläge und Hantierungen dabei: mit Urinfläschchen und seltsamem Räucherwerk, mit Bündlappchen, die vor Sonnenaufgang in der Zeit des abnehmenden Mon-

des mit einem frommen Murmelspruch oder Hexenzetteln in fließendes Gewässer getragen werden mußten, und bei schlimmen Fällen mit alten durchschwizten Krankenhemden, die er dann dem Manne von Sonneberg zur Beurteilung brachte. Genommen hat er niemals auch nur einen Pfennig für seine Hilfe. (Nicht einmal „Auslagen“.) Unser heimischer Wundermann stammte aus dem alten Borwerke des Städtchens, der „Hohen Reuth“, und war im Orte ein angesehenen Bürger und Landwirt, und er sagte zuweisen auch ganz ehrlich: „Da weiß ich nicht Rat. Geh' zum Doktor.“ Es ist aber andererseits auch Tatsache, daß er mehr als einen wieder auf gesunde Beine gestellt hat, wo alle ärztliche Kunst nicht mehr helfen wollte. Alle hatten „großen Respekt“ vor ihm und seinem immer ernstern Wesen, und viele, darunter auch wir Jungen, empfanden auch eine Art heimlicher ängstlicher Scheu. Wir wußten, daß er



alljährlich in der Andreasnacht um die zwölfte Stunde hinaus auf den Kreuzweg „horchen“ ging und daß manche seiner Voraussagungen fürs kommende Jahr, Prophezeiungen über Brand- und Todesfälle in den verschiedenen Stadtbezirken, in Erfüllung gegangen waren. Es lachte längst keiner mehr darüber. Er war für uns ein „Alter“, der mehr wußte und konnte als irgend-einer im Orte. Ich bin mit seinem Pflegesohn, meinem Spielkameraden, immer mit ebensoviel Unbehagen wie Neugier bei Pegolds in der Stube gewesen. Wenn man da in der anstoßenden Küche war, gab es eine Tür, die war zeitweilig verschlossen, und es hat sich niemals jemand entsinnen können, daß durch diese Tür jemals jemand anders gegangen wäre als er, der dann aber sofort wieder mit einem Schlüssel aus der Tasche abschloß.

Oft wenn wir in der Stube etwas laut spielten (zu lärmern und tollern wie anderswo, haben wir uns nie getraut), kam er durch diese verwunderliche Tür, hinter der sich keiner von uns etwas Wirkliches u. Rechtes denken konnte (nur daß Stufen hinein und irgend-wo hinunterführen mußten), herein zu uns u. verwies mit strengem Blick uns unser Verfehlen.

Dann wurden wir mäuschenstill. Wie Hänsel und Gretel im Märchen. Wir wußten wieder, daß wir in der Nähe der Hexenkammer eines Zauberers waren. Einmal kam in der Pfingstwoche, als ich in den Jünglingsjahren von der „höheren Schule“ der größeren Nachbarstadt auf eine erfreuliche Pausenzeit wieder daheim war, kam „Er“ zu uns gegangen und bat meinen Vater und mich, daß ich zu den Sommerferien mein lateinisches Wörterbuch mitbringen möchte: ich solle ihm etwas übersetzen.

Meine liebe Mutter war darüber stolz auf mich; mein lieber Vater aber konnte eine lächelnde Bemerkung nicht unterdrücken, was denn das Großes sein werde, und ich war ganz berührt von einem Mischgefühl aus eitel Bewunderung, Neugierde und Hoffnung, mit dem seltsamen Manne nun „geistig“ etwas näher in Berührung zu kommen. Im Grunde freilich meinte zuweilen auch ich, es wäre nur eine Marotte von ihm gewesen. Wie erstaunte ich aber, als ich dann wirklich an einem Sonntagvormittage, an dem er mich mit meinem Lateinbuche zu sich gebeten hatte, neben ihm am Tisch der großen Stube saß und mit ihm lateinische Texte — es waren eine Art Gebetsätze und wahrhaft auch Beschwörungsformeln — aus ganz alten „Schmöckern“ übersetzte, die er aus jener geheimnisvollen Kammer holte. Er „konnte Lateinisch“! u.

just manchmal noch ein klein bißchen mehr als ich. Wenigstens was die Wortbedeutung anbelangte außerhalb einer gewissen Satzkonstruktion, die ihm doch nicht völlig aufgegangen war. Ich war paff, und meine Ehrfurcht vor dem wunderlichen Manne war nur noch größer geworden. Lange auch war ich still beglückt, als er dann eines Tages mir gegenüber die Bemerkung fallen ließ, daß ich ein ordentlicher junger Mensch sei, dem man wohl auch einmal vertrauen könne; wenn er einst nicht mehr da sei, so wären seine Bücher draußen in der Kammer wohl etwas für mich; es stünde da gewiß mehr Weisheit darin, als in meinen nagelneuen Schulbüchern.

Sein Karl aber sei, obwohl sonst ein guter Junge, nichts dazu; er wolle seher, ob ich nicht einmal dafür taugte. — Es ist dann freilich, trotz meiner stillen Begier, nicht dazu gekommen. Ich weiß heute noch



## Zum Bußtag

Wieder einmal ist das helle Strahlen aus der „Hochzeit des Jahres“ erloschen; ein fahles Leuchten nur blieb zurück und hellt den Tag. Ehe der Jahreskreis seinen letzten Bogen schließt, fordert er Rückblick von uns und will Abrechnung. Bußtag ist ein Tag der Besinnung. Auf und ab führt unser Lebensweg, aus Freude und Trauer, aus Erfolg und Rückschlägen wächst unser Leben. Ein bunter Kranz von Liedern ist das Dasein. Tausend Töne und Klänge verweben sich darin. Oft ist es lautes Brausen, dann wieder nur leises Singen. Und immer stehen wir mitten drin, immer sind wir selber der Resonanzboden, aus dem bald so, bald so der Drang der Töne quillt. Und ein bunter Strauß von Zufällen, Aufgaben, Freiheiten und Pflichten ist das Leben. Nun wähle das Rechte zur rechten Zeit — und besinne dich. Gar oft haben wir falsch gehandelt. War unser Tun frei von Jähzucht, lebten wir den einfachsten Gesetzen der Gemeinschaft? Oft kann man im Augenblick des Handelns nicht die Folgen übersehen, und mancher Plan erfüllte sich nicht. Nun, da des Jahres Ende in den neuen Anfang zurückkehrt, haben wir Uebersicht und können beurteilen. Und unser Besinnen wird Abrechnung mit uns selbst und unserm Tun. Wer Fehler erkannte, der kann sie auch bereuen, der vermag den Entschluß zu fassen, zu bessern und noch einmal zu beginnen. Bußtag will dieses Erkennen, Bessern und Bessermachen, wo immer es auch sei. Bußtag will mahnen an die ewigen Werte, die uns Richtschnur und Weg sein sollen: an das Gute und Wahre und an die Liebe. In Liebe handeln kann nur, wer für sein Volk lebt, wer erkannte, daß das einzelne Leben nichts ist ohne den Volkstörper, der es mitträgt und erhält. Die Glieder eines Leibes aber haben zu dienen, nenne man das Gesetz Lebensnotwendigkeit oder Liebe, es ist dasselbe. Wer aber sein Volk liebt, und sich immer auf diese Liebe besinnt, der dient auch Gott, der das Volk als heilige Ordnung schuf. Und was aus Liebe geschieht, das ist wahr und gut. Büßen kann, wer erkennen und bereuen kann, und bessermachen vermag nur der, der zu dienen vermag aus selbstloser Liebe und Opferbereitschaft, denn das höchste Gesetz des Lebens heißt: „Dien e!“

nicht recht warum. Vielleicht, weil ich in seiner „Hugenstube“, die er immer Freitags mit ein paar alten Männern hielt, und zu der ich mich neugierig und mit allerlei Vorwänden geschlichen hatte, doch etwas fürwitzig und naseweis einmal ein allzu neu-modisch-aufklärerisches Wörtchen fallen ließ. Wer weiß. Es ist

aber wirklich ernstlich jammerschade darum. Aber in meiner Kindererinnerung steht der Mann noch immer ragend. Er war der leibhaftige Zaubermann und Hexenmeister meines Märchenalters. Meine junge Phantasie hat ihn wie keinen umheimlicht und umtreut.

## Das alte Wolkenstein

Die Zeit der Entstehung von Schloß und Stadt Wolkenstein ist in Dunkel gehüllt. Denn wie in vielen anderen Orten unserer erzgebirgischen Heimat, so ist auch Wolkenstein in früheren Jahrhunderten oft von verheerenden Bränden heimgesucht worden, denen ein großer Teil

gen gehörte sicherlich auch Wolkenstein, für dessen Errichtung allerdings neben den genannten Gründen auch die Notwendigkeit eines Grenzschutzes gegen die Einfälle feindlicher Slawen maßgebend gewesen sein mag. Jedenfalls dürfte das Schloß im 11., spätestens aber im 12. Jahr-

hundert von einer deutschen Herrschaft erbaut worden sein. Die Stadt hingegen ist erst einige Jahrzehnte später, vermutlich von Bergleuten und Handwerkern, gegründet worden. Wer heute das Schloß, dessen mächtige Mauern weit hin sichtbar sind, besucht, erkennt sofort, daß das Gebäude im Laufe der Jahrhunderte viele Ein- und Umbauten erfahren haben muß. Der gegenwärtige Bau stammt aus dem 16. Jahrhundert. Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der höchste Teil des Schlosses wegen Bauüfälligkeit abgetragen. Der erste Herr von Wolkenstein war, wie in einer Urkunde erwähnt ist, Hugo de Waldenburg, ein Sprößling aus dem uralten Geschlecht der Wal-



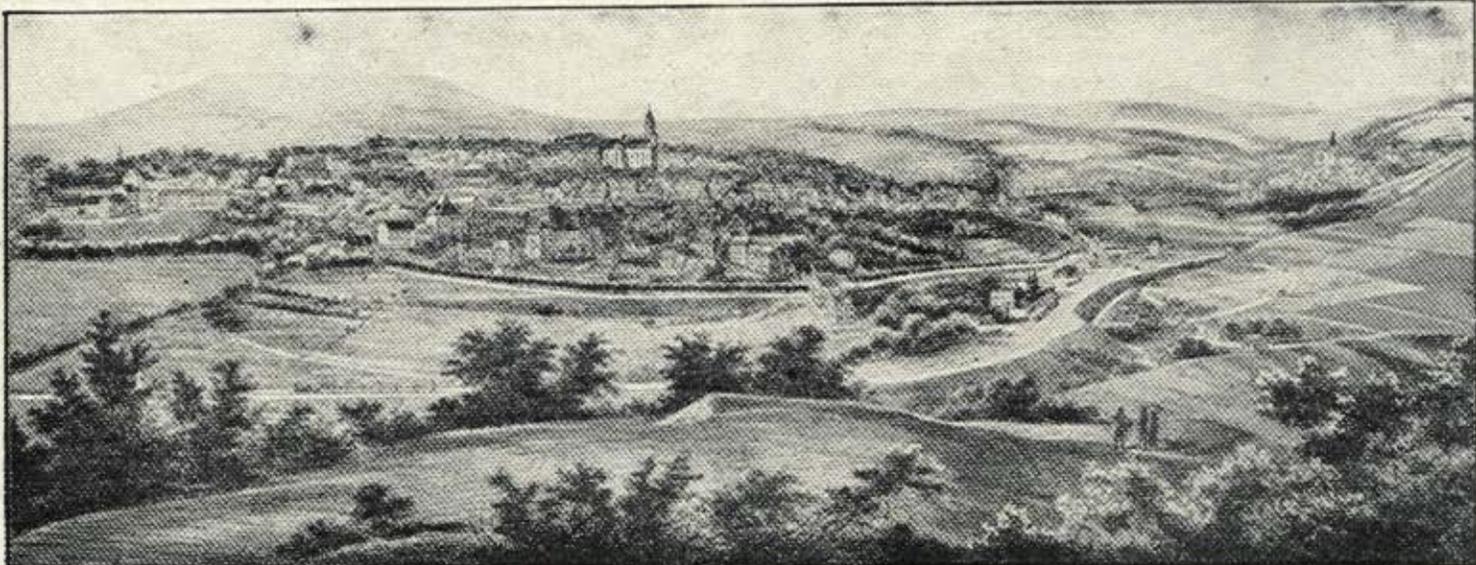
Eine Aufnahme vom alten Warmbad Wolkenstein.

denburger, die seit Beginn des Bergbaus im westlichen Erzgebirge in alten Urten genannt werden. Drei Jahrhunderte hindurch waren die Waldenburger die Herren von Wolkenstein. Nach ihrem Aussterben wurde Wolkenstein als fürstliches Amt von Amtshauptleuten verwaltet. Mancher Verdruß wurde um die Wende des 18. Jahrhunderts den Behörden des Amtes Wolkenstein auch durch das Auftauchen des Wildschützen „Stülpner-Karl“ bereitet. Auch Wolkenstein mit seinem Schloß blieb in früheren Zeiten von mannigfachen Unglücksfällen nicht verschont. Heute hat Wolkenstein viel von seiner früheren Bedeutung verloren. Aber als Ausflugsort und nicht zuletzt die weltbekannte Heilquelle „Warmbad“ nebst dem neuerbauten Thermalbad, inmitten einer landschaftlich reizvollen Umgebung gilt es mit seinem hochaufragenden Schloß, das schon seit Jahrzehnten dem Amtsgericht zur Unterkunft dient, als eine der schönsten Städte unserer engeren Heimat, deren Besuch sich für jeden Freund romantischer Gebirgsmotive gewiß lohnt.

gen gehörte sicherlich auch Wolkenstein, für dessen Errichtung allerdings neben den genannten Gründen auch die Notwendigkeit eines Grenzschutzes gegen die Einfälle feindlicher Slawen maßgebend gewesen sein mag. Jedenfalls dürfte das Schloß im 11., spätestens aber im 12. Jahrhundert von einer deutschen Herrschaft erbaut worden sein. Die Stadt hingegen ist erst einige Jahrzehnte später, vermutlich von Bergleuten und Handwerkern, gegründet worden. Wer heute das Schloß, dessen mächtige Mauern weit hin sichtbar sind, besucht, erkennt sofort, daß das Gebäude im Laufe der Jahrhunderte viele Ein- und Umbauten erfahren haben muß. Der gegenwärtige Bau stammt aus dem 16. Jahrhundert. Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde der höchste Teil des Schlosses wegen Bauüfälligkeit abgetragen. Der erste Herr von Wolkenstein war, wie in einer Urkunde erwähnt ist, Hugo de Waldenburg, ein Sprößling aus dem uralten Geschlecht der Wal-

denburger, die seit Beginn des Bergbaus im westlichen Erzgebirge in alten Urten genannt werden. Drei Jahrhunderte hindurch waren die Waldenburger die Herren von Wolkenstein. Nach ihrem Aussterben wurde Wolkenstein als fürstliches Amt von Amtshauptleuten verwaltet. Mancher Verdruß wurde um die Wende des 18. Jahrhunderts den Behörden des Amtes Wolkenstein auch durch das Auftauchen des Wildschützen „Stülpner-Karl“ bereitet. Auch Wolkenstein mit seinem Schloß blieb in früheren Zeiten von mannigfachen Unglücksfällen nicht verschont.

Heute hat Wolkenstein viel von seiner früheren Bedeutung verloren. Aber als Ausflugsort und nicht zuletzt die weltbekannte Heilquelle „Warmbad“ nebst dem neuerbauten Thermalbad, inmitten einer landschaftlich reizvollen Umgebung gilt es mit seinem hochaufragenden Schloß, das schon seit Jahrzehnten dem Amtsgericht zur Unterkunft dient, als eine der schönsten Städte unserer engeren Heimat, deren Besuch sich für jeden Freund romantischer Gebirgsmotive gewiß lohnt.



Die Schwesterstädte Annaberg-Buchholz. Ein Bild aus der alten Erzgebirgsheimat.

# Bei Leipzig tobte die Völkerschlacht... Zum 125jährigen Gedenken des Riesenkampfes (16.—19. Oktober 1813)

(3. Fortsetzung und Schluß.)

## Am Wafffeuer der Tabaksmühle.

Die hereinbrechende Nacht beendete die blutigen Kämpfe. Napoleon hatte seinen Platz bei der Tabaksmühle — heute steht dort der Napoleonsstein — nicht verlassen. Der Augenblick, den er gefürchtet, war da. Er rief den ersten Ordonnanzoffizier, Oberst Bourgaub, herbei, während sich die Adjutanten um ihn versammelten. Mit leiser Stimme, die sich am Schluß immer mehr verstärkte, diktierte er die Rückzugsbefehle. So still als möglich sollte der Abzug vor sich gehen. Die Stadt Leipzig selbst aber sollte bis zum letzten Augenblick, um den Rückzug zu decken, verteidigt werden. Bertier stand ein paar Schritte weiter, fast am Rande des Feuers, aber so, daß er die Worte des Kaisers genau hören konnte. Er gab den Ordonnanz-Offizieren der einzelnen Korps die nötigen Erläuterungen und verabschiedete sie. Es dauerte etwa eine halbe Stunde. Dann schwieg Napoleon erschöpft und drückte sich in die Rückenlehne des hölzernen Stuhles. Das Papier, das er vor sich hielt, entsank seinen Händen. Er schloß die Augen und schien zu schlafen. Duster und stumm standen die Generale in einiger Entfernung. Weiter hinten marschierten die Truppen vorüber, Gesprächsfragungen klangen auf, das Feuer war am Erlöschen. Das Heulen einer Kugel. Die Funken stoben auf, als sie sich krachend in die Blut bohrt. Napoleon schreckte auf. Mit großen Augen musterte er seine Umgebung, rief nach den Pferden und entfernte sich mit seiner Begleitung nach Leipzig zu. Er hatte die Schlacht verloren, aber er gab sich noch nicht geschlagen.

V.

Der Höhepunkt des Völkerringens am 19. Oktober / Napoleon verläßt sein Hauptquartier / Die Verbündeten dringen in die Stadt / Flucht der französischen Nachhut / Die Katastrophe an der Elsterbrücke / Blüchers Ehrentag / Der Einzug der Sieger.

Dem Hauptteil der französischen Truppen war es in der Nacht zum 19. Oktober gelungen, sich ziemlich unbemerkt vom Feinde zu lösen. Die Verbündeten hatten eigentlich noch mit größeren Kämpfen gerechnet, aber als die Rebellschleier sich von den Wiesen hoben, sahen sie die Kolonnen der Franzosen in der Ferne von dannen ziehen. Die Mauern der Stadt nahmen sie auf und entzogen sie den Blicken. Bataillon auf Bataillon marschierte nach Westen und nur die Nachhut hielt sich in Leipzig zum Kampf bereit. Die Verbündeten zögerten nicht; sie setzten sich sofort in Marsch und rückten von drei Seiten her gegen die Stadt vor. Die zur Nachhut gehörige französische Kavallerie wurde zurückgeworfen, und alles, was sonst vom Troß der großen Armee krank oder verwundet sich noch auf den Straßen befand, zu Gefangenen gemacht. Erst dicht bei Leipzig stieß man wieder auf stärkere feindliche Abteilungen. Das 8. Korps Poniatowski's und das 11. unter Macdonald verteidigten die Barrikaden in den Vorstädten. Um 9 Uhr verließ Napoleon mit seiner Begleitung das Hauptquartier in der Peters-Vorstadt. Er hatte kurz vorher eine letzte Unterredung mit dem Fürsten Poniatowski gehabt, dem gemeinsam mit Macdonald die Bestimmung zugefallen war, den Rückzug zu decken. „Prinz“, sagte Napoleon zu dem polnischen Fürsten, dessen Lanzenreiter zu den tapfersten Truppen der großen Armee gehörten. „Sie müssen die südliche Vorstadt verteidigen!“ — „Ich handele nach Ihrem Befehl, Sire“ antwortete Poniatowski — „aber ich habe nur noch wenige Truppen übrig.“ — „Gut, aber Sie werden sie doch verteidigen mit denen, die Sie haben?“ — „Zweifeln Sie nicht, Sire! Wir werden uns zu halten suchen, und sind bereit, für Sie zu sterben.“ Napoleon grüßte und

sprengte davon. Es war sein letzter Befehl und sein Abschied von dem tapferen, ihm stets ergebenen Fürsten, dem er erst vor kurzem den Marschallstab verliehen hatte. Sie sollten sich in dieser Welt nicht wiedersehen. Zunächst ritt Napoleon zum König von Sachsen, um sich von ihm zu verabschieden. Er bot ihm an, mit ihm zu gehen; aber der König schlug es aus, um das Schicksal seines Landes zu teilen. Selbst für den Kaiser war es schwer, durch die von Soldaten überfüllten Straßen zu kommen. Alles war in Eile, Leipzig zu verlassen. Kanonen und Wagen verirrteten sich in falschen Straßen, und bald war der ganze Rahnstädter Steinweg, der allein nach der einzigen Brücke, die es hier über die Elster gab und nach Bützen führte, von einem Gewirr von Fuhrwerken bedeckt.

## Kämpfe am Grimmaischen Tor.

Die ersten Truppen der Verbündeten, die sich den Eingang erzwingen, waren die Königsberger Landwehr am äußeren Grimmaischen Tor. Bald darauf war durch sie und einige Pommersche und Russische Bataillone, die Grimmaische Vorstadt bis zum Glacis erobert. Der alte Haudegen Blücher war durch die Haller Vorstadt eingedrungen. Bernadotte hatte die sogenannten Kohlgartenstadt angegriffen und zugleich fielen die ersten Kartätschen in die Stadt. Die Franzosen hatten das Grimmaische Tor gut armiert und seine Torflügel mit allen technischen Mitteln verbarrikadiert. Das Tor hatte zwei winzige kleine Nebensorten, gerade so groß, daß immer ein einzelner Mann hindurchkriechen konnte. Die ersten, die diesen Weg nahmen, mußten Opfer werden; aber die andern drängten nach, über ihre Körper, stürzten sich wütend auf den Gegner, der um sein Leben kämpfte. Französische Lanzenreiter preschten heran, bis ein schwedisches Jägerbataillon mit Geschützen eintraf, und das Grimmaische Tor endgültig in den Besitz der Verbündeten brachte. Wie überhastet in Wirklichkeit der Rückzug der Franzosen vor sich ging, und wie wenig Vorsorge getroffen war, die nach Zehntausenden zählende Nachhut in Sicherheit zu bringen, beweist die Tatsache, daß eine ganz ungenügende Zahl von Brücken zur Verfügung stand, die bei weitem nicht in der Lage waren, die Massen der zurückstuhenden Franzosen aufzunehmen. Es war vorauszu sehen, daß im Falle stärkeren Nachdringens der Verbündeten sich der Rückzug über die enge Brücke recht schwierig gestalten mußte. Nachdem Napoleon die Stadt verlassen hatte, nahm die Vermirung katastrophale Formen an. Durch vier Tore waren die ungeheuren Massen der französischen Armee seinerzeit in die Stadt gedrungen. Zum Verlassen stand ihnen jetzt nur ein einziges Tor, das Konstädter, zur Verfügung. Das Durcheinander der Flüchtenden zielte nach dem rechten Elsterufer, und nur eine Brücke konnten sie benutzen, um nach der Vorstadt Lindenau und weiter hinaus zu gelangen. Soweit die Straße reichte, war sie mit Soldaten zu Fuß und zu Pferde überfüllt, die aus allen benachbarten Straßen herbeigestürzt kamen. Nur schrittweise kam diese Kopf an Kopf gedrängte Masse von der Stelle. In gefährlicher Lage waren die, die am Rande der Brücke standen. Sie stürzten unbeachtet ins Wasser. Am Gewehrfeuer ließ sich vernehmen, wie die Verbündeten näher rückten. Die Franzosen hatten zwar ein paar Geschütze zu beiden Seiten der Brücke aufgestellt, um die Hauptstraße gegenüber zu bestreichen; aber auch die Oesterreicher fuhren jetzt Kanonen auf, um die Brücke reinzufegen. Es war vorauszu sehen, wer als letzter zurückblieb, mußte, nachdem er den Rückzug der anderen gedeckt hatte, auch das ganze Geschützfeuer auf sich ziehen.

## Das Gespenst von der Beresina.

Zwischen 11 und 12 Uhr mittags. Noch immer drängte sich der

## Dr Harbst

Dr Harbst, dos is ne schiene Zell, die sub lech mir gar sehr, do laaf lech in de Schwamme heit, un morgn giehts in de Beer.

Ho lech gesundn enn nacht schinn Flad, mit gruze schwarze Baken, die Brohbeer müßn alle wag, mögn se ah tüchtig krahen.

Un sief in Wald, nacht gut verstedt, stiehe Schwamme, klaa un gruf, die Fräd, wenn enn mr hot entdedt, Ruthädet oder Huf.

Rut lächta do de Bugelbeer; de Hanebutten glühe, 's gibt ah noch viel Preißelbeer; Mahlsafte sieht mr stiehe.

Reif sei de Pflaume un de Birn, de Keppeln kugelrund, die assen mir doch alle gern, denn die sei su gesund.

De Schwalbn, die sei ah alle fort, ganz viraahm of de Käsen, bluß Sperling sieht mr hie un dort un paar äsame Mäsen.

In Harbich de Buchadern reisen, de Wal- un Hajeinüß, de Rinner tue nooch se greifen, die schmeden nacht schie süß.

Do gib'ts ah de Echeln viel, sücn Nasser ene Fräd, de Echerle, die wissen 's Ziel, die komme von weit un brät.

De Bauern tue Keppeln raus, mir broten se in Feler, dos is dr sei e lustger Schmaus, un kimmt ah gar net teier.

In Frühgahr sei de Blätter grü, dr Harbist, dar färbt se bunt, wie is dos alles wunnerliche, guckt mr ju in dr Rund.

's gieht nu tüchtig ne Bargel nei, un ehret wards nu Nacht, de Falder sei voll Kühngungschrei, dr Harbst regiert mit Nacht.

endlose Strom über das schmale Brückenwerk, dessen Pfeiler an einem Ende zur Sprengung von französischen Mineuren vorbereitet waren. Es lag der Befehl vor, die Brücke in die Luft gehen zu lassen, sobald die letzten französischen Truppen sie überschritten hätten. Dieser Augenblick allerdings war nicht leicht festzusetzen. Der Oberst Konfort, der den Befehl hatte, die Sprengung zu leiten, hatte einen Augenblick seinen Posten verlassen, um die Ursache eines verstärkten Feuers festzustellen, das sich jetzt auf der Brücke sehr bedenklich bemerkbar machte. Es waren russische Jäger, die von einem geschützten Platz aus in die dichten Massen der Flüchtenden hineinschossen. Das Feuer wurde stärker. Der Korporal, der jetzt die Aufsicht über die Mineure führte, begann unruhig zu werden. Wo war der Oberst Konfort? Sollte er auf eigene Faust handeln? Preussische Truppen eilten herbei. Bei der Brücke entstand furchtbares Geschrei. Kavallerie ritt in die flüchtenden Fußtruppen und rissen andere mit sich fort. Oberst Konfort befand sich auf dem Rückweg. Er geriet in das Gedränge der Flüchtenden, die um ihr Leben marschierten. Nur hinaus aus dieser furchtbaren Stadt, in der das Schreien der Verwundeten sogar den Kanonendonner übertönte. Der Oberst versuchte vergeblich durch diese Massen hindurchzukommen. Er beschwor die Soldaten, ihm eine Gasse freizumachen, ihr Leben hänge davon ab. Nichts half. Plötzlich eine furchtbare Detonation; die Erde erzitterte und mit den Luftwirbeln wurden zentnerschwere Steinbrocken über die Umgebung geschleudert. Der Oberst wußte, was geschehen war. Man hatte die Brücke vorzeitig gesprengt. Dem Korporal war es himmelangst geworden. Er hatte russische Truppen entdeckt und wollte vereiteln, daß sie über die Brücke kämen. In aller Hast hatte er die Zündschnur in Brand gesetzt, das Bauwerk ging in die Luft und alles, was sich auf ihm befand, Freund und Feind, stürzte in die hochgeschwollenen Wasser der Elster. Alle französischen Truppen, die noch in der Stadt weilten, waren abgeschossen. Sie konnten nicht mehr über den Fluß und mußten ihr Leben so teuer wie möglich verkaufen, oder sich gefangengeben. Napoleon hatte jenseits der Elster auf einem Hügel gehalten, um den Uebergang zu beobachten. Als die Explosion erfolgte, breitete er unwillkürlich die Arme aus, seine Augen öffneten sich weit und starrten auf das, was sich vor ihm begab. Es war das Gespenst der Beresina — auch hier fielen sie zu Tausenden den Fluten zum Opfer. Menschen, Wagen und Pferde, blutig und zerfebt, verschwanden in den Fluten. Tausend Schreie gesten zum Himmel. „Man hat uns verraten! Wir sind verloren, verkauft!“ In der Wut der Verzweiflung stürzt sich plötzlich alles wieder gegen den Feind, von dem einzigen Gedanken besessen, Rache zu nehmen. Der Zug der Fliehenden stockte. Gegen 10 000 Mann waren auf dem rechten Elsterufer abgeschritten. Auch die verbündeten Truppen waren in der Verfolgung behindert. Freund und Feind wogte durcheinander. Die Nachfolgenden, die noch nicht wußten, was sich ereignet hatte, denn eine dicke Rauchwolke verborg alles vor ihren Augen, drängten vorwärts. Plötzlich wurden sie inne, was sich begeben hatte. Sie standen am Rand ihres eigenen Grabes. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich in den Fluß zu stürzen, oder sich niedertreten zu lassen. Unter den Vielen, die im Wasser ihren Tod gefunden hatten, befand sich auch der tapfere Fürst Poniatowski.

#### „Vorwärts Kinder, vorwärts!“

Blücher, der Marschall Vorwärts, wurde der Held des 19. Oktober. Erst sein Eindringen in die Stadt hatte es den andern ermöglicht, dem Nachzug der Franzosen auf den Fersen zu bleiben. Er war überall, und feuerte seine Preußen an: „Vorwärts, Kinder, vorwärts! Ihr dürft zum Teufel nicht müde werden!“ Noch während das Unglück an der Elsterbrücke allen Halt gebot, drangen die Verbündeten jetzt von allen Seiten fast ungehemmt in die Stadt ein. Kaum irgendwo war ein Widerstand mehr zu spüren. Alles, was sich von französischen Truppen noch in den Vorstädten befand, eilte dem Ranstädter Tor zu, fand dort die Brücke gesprengt und den Ausweg gesperrt. Viele suchten einen Umweg durch einen großen Privatgarten, in dem eine Rotbrücke geschlagen war. Auch sie brach bald unter der Last der Fliehenden zu-

sammen. Die Katastrophe an der Elsterbrücke läßt sich heute nur durch das Zusammendrängen der Flüchtenden auf einen Punkt erklären; denn die Elster war an einigen Stellen zu jener Zeit nur 10 bis 12 Meter breit und auch nicht allzu tief. Aber in dem Bestreben, sein eigenes Leben zu retten, drückte einer den anderen unter Wasser. Und die wildgewordenen Pferde vollendeten das Unglück.

#### In der befreiten Stadt.

Während dies vor den Toren geschah, zogen die verbündeten Monarchen und Fürst Schwarzenberg unter dem Jubel der Truppen und der Leipziger Einwohner und dem Wehen der aus allen Fenstern geschwenkten Fahnen gegen 1 Uhr durch das Grimmaer Tor in die Stadt ein. Von der anderen Seite her nahten Blücher, der Kronprinz von Schweden und Bennigsen. Blüchers Vorgehen hatte die Entscheidung gebracht. Beim Zusammentreffen in der befreiten Stadt schloß Kaiser Alexander den Sieger von Wäckern in seine Arme. „General, Ihr habt nicht nur Deutschland, Ihr habt die Welt befreit!“ rief er aus. Und König Friedrich Wilhelm ernannte Blücher zum Generalfeldmarschall. — Der König von Sachsen hatte gehofft, der Besuch der Sieger werde auch ihm gelten; aber man hatte beschlossen, sich nicht um ihn zu kümmern und ihn keines Blickes zu würdigen. Später wurde Metternich zu ihm geschickt und ihm eröffnet, daß er als Gefangener nach Berlin zu reisen habe. Sachsen wurde zunächst der Leitung des russischen Fürsten Repnin unterstellt, aber von den bisherigen Beamten weiter verwaltet. Noch fielen in den Straßen einzelne Schüsse, noch waren Tausende von Franzosen unter Waffen, standen zum Teil auf Posten und präsentierten vor den verbündeten Monarchen. Die Abzugsstraßen hinter Leipzig waren mit verwundeten und franken Franzosen dicht besetzt. Sie wagten sich nicht in die Dörfer und Städte, in der Furcht, von den erbitterten Bewohnern erschlagen zu werden. Das große Völkerringen hatte auch unter den Verbündeten furchtbare Opfer gefordert. Ihre Verluste in den Kampftagen um Leipzig werden auf 52 000 Mann berechnet. Die Verluste der Franzosen waren geringer; sie werden auf 38 000 geschätzt; etwa 30 000 Mann einschließlich der Kranken und Verwundeten fielen in die Hände der Verbündeten. Von der Großen Armee Napoleons erreichten nur 75—80 000 die Saale.



Erzgebirgische Jugend besichtigt das Völkerschlachtdenkmal.

#### Ein Riesenmal kündigt der Nachwelt.

Im Osten der Stadt Leipzig, dort, wo sich vor 125 Jahren das Dorf Probstheida erstreckte, erhebt sich jetzt der Kolossalbau des Völkerschlachtdenkmals. Hier wurde am 18. Oktober 1812 wütend um die Stellung der Franzosen gekämpft. Das Ehrenmal der Befreiung Deutschlands durch die Völkerschlacht wirkt durch die Wucht seines architektonischen Gefüges. Vor 40 Jahren wurde sein Bau begonnen und ein Jahr vor dem Kriege abgeschlossen. Es entstand auf Anregung des Deutschen Patriotenbundes nach Plänen von Bruno Schmitz. Die zahlreichen plastischen Bildwerke sind von Rehner. Auf einem mächtigen Unterbau mit dem Erzengel Michael erhebt sich das aus Granitporphyr und Beton bestehende Riesenmal bis zu einer Höhe von 91 Metern. Die obere Kuppel ist von 12 Kriegergestalten umgeben. In unmittelbarer Nähe dieses gewaltigen Mahnmals steht der Napoleonstein, auf dem liegt das historische Museum des Völkerschlachtdenkmals mit historisch wichtigen Erinnerungstücken aus dem großen Kampf, der Deutschland und Europa von der Tyrannei des Korsen befreite.

## Humoristische Ecke

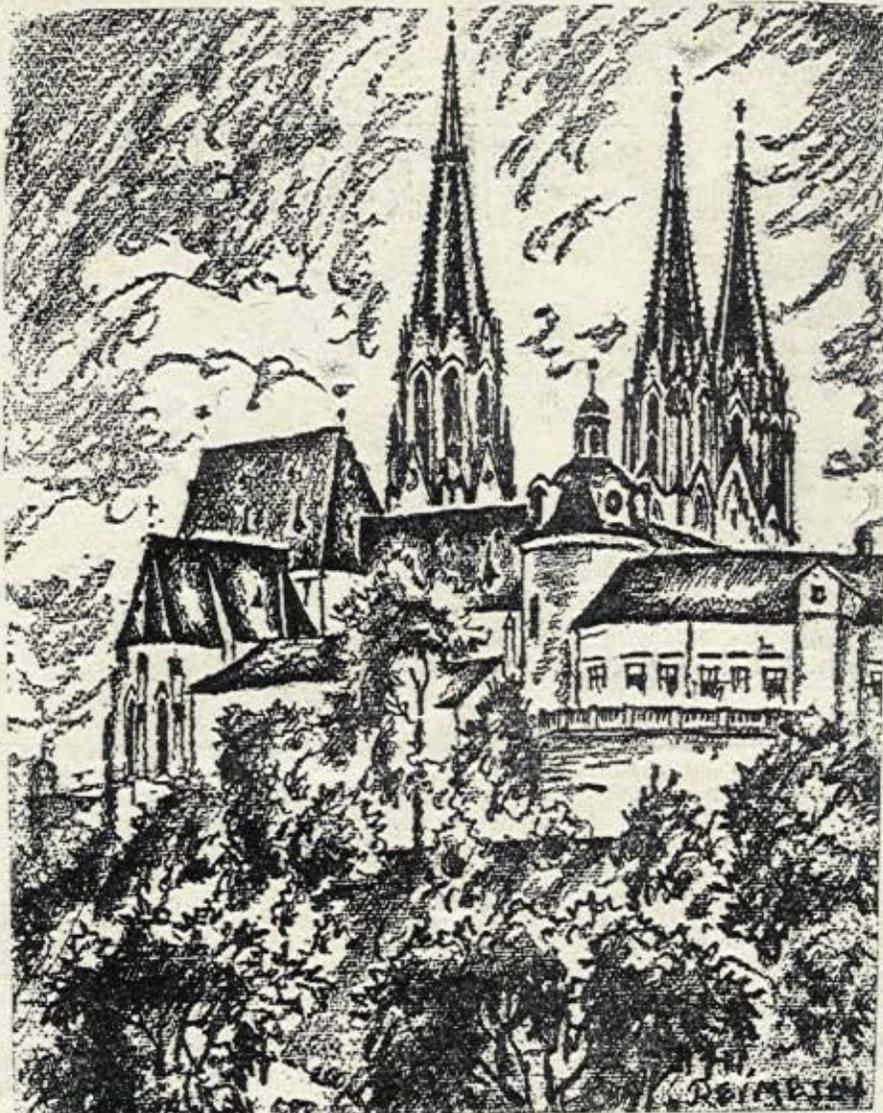
**Sportbericht.** Die sportbegeisterte Erna erzählt ihrer Tante, daß der Sieger im Langstreckenlauf 12 Kilometer lief und dann am Schluß noch 1,60 Meter hoch sprang. Darauf die alte Dame: „Ist das ein Wunder, bei dem großen Anlauf?“

# Das Reich und die Sudetendeutschen

Deutsche Soldaten standen im Oktober dieses Jahres auf sudetendeutschem Boden. Damit fand eine Entwicklung ihren Abschluß, welche der Führer in seinem „Kampf“ mit den Worten gekennzeichnet hat: „Die Konsolidierung, in der sich augenblicklich große Staaten befinden, geschieht nach dem Gesetz der blutmäßigen Substanz unserer Nation.“

Nun fließen alle Wasser Böhmens erst recht nach Deutschland. So siegt eine Politik, von der ihr Schöpfer im Jahre 1932 sagte, sie sei nichts anderes und könne nichts anderes sein, als die Wahrnehmung der Lebensinteressen unseres Volkes und die praktische Durchführung seines Lebenskampfes. Dieser Haltung liegt zugrunde, was Adolf Hitler aus der Geschichte seiner eigenen engeren Heimat gelernt hat. Wer sind diese Sudetendeutschen? Woher ihr ungestümes Heimverlangen nach dem Reich? Spiegeln sie nicht im kleinen das Bild des deutschen Gesamtvolkes wider? In unserer Gegenwart sind sie das lebende Beispiel für das Werden einer Volksgruppe. Diese Menschen tragen ein eigenes Gesicht. In den sudetendeutschen Führern leuchtet es auf: es ist das Gesicht des Großdeutschen. Weit in die Frühzeit unserer Geschichte gehen die Wurzeln der Sudetendeutschen zurück. Deutsche Stämme sind in den böhmischen Kesselraum hineingewachsen. Bayern, Sachsen und Schlesier waren dabei; ein nach innen vielgestaltiges, nach außen schwertgewaltiges Stammeswesen. Am Ende des 6. Jahrhunderts fanden Slawen den Weg nach Böhmen. Die in der Mitte siedelnden Tschechen machen Prag zur Hauptstadt; aber Böhmens Herrscherhaus der Přemysliden ist eng mit Deutschland verbunden. Unter Ottokar II., der eine Stauferin zur Frau hat, steigt die Stellung Böhmens im Deutschen Reich. Der reichste Fürst seiner Zeit hegt großartige Reichspläne, denen ein früher Tod 1278 ein Ende setzt. Nach 70 Jahren kommt die deutsche Kaiserkrone nach Prag. Der Luxemburger Karl IV. macht Böhmen zum führenden Land des Reiches. Das deutsch-gotische Prag entsteht. Von hier aus ergeht die Goldene Bulle, die dem Reich eine neue Verfassung geben soll. Böhmen ist Bollwerk des Reiches. Aber das schicksalvolle Mittelstück der deutschen Ostgrenze wird nicht völlig dem Deutschtum gewonnen. Innere Unruhen beunruhigen das Land, und nach dem Tode des Hus bricht die Empörung aus. Die Hussitenheere, die den Großteil des Deutschtums in Böhmen vernichten, offenbaren den wahren Charakter der Tschechen. Zum ersten Male gehen Chauvinismus und religiöser Bolschewismus Arm in Arm. Ein irreführender tschechischer Mythos tobt sich aus. Die unter Karl IV. geschaffene Kulturbüro wird zerstört. Und am Ende zerfleischt sich das Hussitentum selbst. Im 17. Jahrhundert will Wallenstein, der Herzog von Friedland, ein neues Deutsches Reich aektollen. Er ist Retror einer kühnen Reichspolitik

die gegen Habsburg und Schweden steht. Die alte stauferische Kaiserpfalz Eger wird Zeugin seines Unterganges. Der Dreißigjährige Krieg hat dem Land Böhmen mehr als zwei Millionen Einwohner gekostet, das war mehr als die Hälfte seiner Bevölkerung. Es setzt die Neubefriedung aus den deutschen Nachbarländern ein. Aus schwerer Ohnmacht erhebt sich alles wieder in einem jähen Kampf um Brot und Boden. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Sudetendeutschen in einer Art ööhmischen Patriotismus befangen, sie kämpften mit den Tschechen gegen den Wiener Zentralismus Metternichs. Als aber 1848 die Tschechen mit einem politischen Programm hervortraten, das sie als Vorhut des Panlawismus gegen das Deutschtum kennzeichnet, rücken die Deutschen von ihnen ab und finden sich in der Abwehr zu neuer echter Volksgemeinschaft zusammen. Um die letzte Jahrhundertwende bildet sich der Keim zu einem nationalen Sozialismus. Dann kommt das Jahr 1914. Während sich die Führer der Sudetendeutschen mit der Forderung der Selbstverwaltung auf der Grundlage national abgegrenzter Gebiete begnügen, wollen die Tschechen das ganze Gebiet für sich erobern. Schon zu Beginn des Weltkrieges war es dem Handelschullehrer Benesch zusammen mit dem Philosophieprofessor Masaryk gelungen, eine umfassende antideutsche Propaganda zu entfalten. Die fast zu Boden geschlagenen Alliierten erhalten während des Krieges von ihnen eine neue Stärkung ihrer Kriegspropaganda. Mit der Phrase von Humanität u. Weltdemokratie werden Clemenceau und Wilson gewonnen. Masaryk und Benesch erlangen Zutritt in die Kabinette der westlichen Demokratien. Als die Mittelmächte zusammen-



Olmütz, der Mittelpunkt Nordmährens.

Die Stadt Olmütz an der March im Mittelpunkt Nordmährens ist mit ihren insgesamt 60 000 Einwohnern eine hervorragende deutsche Sprachinsel, die durch Eingemeindung mehrerer tschechischer Nachbarorte besonders bedroht wurde. Einst war Olmütz Sitz eines reichsunmittelbaren Bischofs und ist auch heute noch Residenz eines Erzbischofs. Die mährische Festung von Olmütz ist berühmt.

brachen, war es Benesch, der in Versailles elf Denkschriften überreichte. Auf diesen Schriftstücken ruht die Lüge der tschecho-slowakischen Staatsgründung. Indessen gingen die Sudetendeutschen einen zwanzigjährigen Leidensweg, der seit 1919 eine einzigartige Verwandtschaft zwischen reichsdeutscher nationalsozialistischer Parteigeschichte und sudetendeutscher Volksgeschichte darstellt. 1933 tritt Konrad Henlein ans Werk. Seine Partei erreicht bei den Wahlen im Mai 1935 mehr als 70 Prozent aller sudetendeutschen Stimmen. Die Mindestforderung lautet: Das sudetendeutsche Gebiet den Sudetendeutschen!

Die Heimkehr der Sudetendeutschen ist des Führers eigenstes Werk. Von seinem Reichsgedanken befeelt, trennen sich jetzt die Sudetendeutschen endgültig vom Tschechentum. Die aus dem Mythos der deutschen Geschichte strömende Kraft erweist sich stärker als die entartete Ideologie der Tschechen. Nach einem langen Weg durch Nacht und Leid kehren die Sudetendeutschen zum Gesamtvolk zurück. Das vom Führer verkündete Volksrecht setzt sich in Mitteleuropa durch. Großdeutschland mit seinen 80 Millionen Volksgenossen steht!

# Hieronymus Lotter

Zur Einführung in das gleichnamige Heimatspiel von Paul Simon

(I. Fortsetzung und Schluß.)

Lotters Lebensabend ist eine Tragödie der Treue. Der Schloßbau ist eine Tragödie der Arbeit, auf der kein Segen ruht. Schlechtes Wetter, Unruhen, Streit und Pest erfüllen die Baujahre. Aerger und Sorgen bringen dem Meister die Selbstucht. Die Fürstin besucht den Greis allein und bringt ihm Arznei. Der Kurfürst bricht sein Versprechen, er zahlt nach dem ersten Bau nicht. Lotter bangt um seine Geschäfte in Leipzig und Geyer, er sorgt sich um sein Bürgermeisteramt. Es geht unaufhaltsam den Drachenberg hinunter. Lotter fällt in Ungnade beim Fürsten. Er darf sein Werk, den Burgbau nicht mehr betreten. Es ist unerquicklich über die letzten Lebensjahre des Meisters zu berichten. Dieser Akt der Tragödie zu schreiben, kann man sich ersparen. Söhne, Töchter, Schwiegeröhne und Schwiegertöchter, die gesamte Verwandtschaft und sonstige Bekanntschaft stürzt sich auf den alten Mann wie die Wasgeier, um bei dem Zusammenbruch noch etwas zu retten. Der Meister, ein Vorbild der Treue, dessen Leben im Anfang des Jahres 1498 oder Ende 1497 in Nürnberg begann, schloß verarmt und verhärtet, 82jährig, am 24. Juli 1580 zu Geyer im Lotterhofs für ewig die Augen.

Ist dieses Leben dramatisch? Es erhält dadurch das dramatische Moment, daß der Meister lieber zu Grunde geht, als die Treue zu brechen. Lotter ist ein sonderbarer Wolkengänger. Er verliert den Boden unter den Füßen, was seinem Geheimschreiber Klaus, dem späteren Narren des Kurfürsten, absolut nicht passieren kann. Klaus ist wohl auch Kavalier, aber nur so weit, wie es den gegebenen Umständen entspricht u. wie es sich, ohne sich selbst zu schaden, ermöglichen läßt. Dieser Mann steht mit beiden Beinen auf der Erde, immer gewärtig, die Gefahr abzuwehren. Er stellt das bessere Ich Lotters dar. Klaus zeigt Lotter den richtigen Weg und hält, gleich dem Meister, die Treue für

die höchste Tugend eines deutschen Menschen. Der Narr ist klug wie die Schlange, aber von seinem Meister lassen, kann er nicht. Klaus zeigt, daß Dankbarkeit eine vornehme Tugend zu sein hat. Er bleibt dankbar bis zum bitteren Ende. Sein Gegenspieler, der Kanzler von Pflug, steht nur als Ersatz für den Kurfürsten da, weil ordnungsgemäß das Geschick so ist wie der Herr. Klaus und von Pflug sind Gestalten des Dichters und nicht der Geschichte. Dieser gehört wieder Magimilian der Zweite an, der sich in der Tat mit großdeutschen Ideen abgegeben haben soll und 1575 auf der Augustusburg weilte. Vidar Ziehnert erzählt da eine Sage „Der Hoffnarr zu Augustusburg“, die der Dichter des Heimatstückes „Hieronymus Lotter“ umgebogen hat. Es wurden Motive und Personen entlehnt, aber in ihrer Wesenhaftigkeit bedeutend verändert. Das ganze Spiel dreht sich um Lotters Schicksal, wenn auch der Benannte vielleicht nicht gleichwertig neben dem Narren. In Schillers „Don Carlos“ ist auch der Infant nicht die Hauptperson, sondern es drängen sich der Marquis von Posa und der König Philipp II. in den Vordergrund der Handlung. „Hieronymus Lotter“ ist nicht gedacht als ein Festspiel oder ein Schauspiel. Derartige Stücke haben gar nicht die Absicht, in das Seelenleben der Menschen hinabzusteigen. Das ist aber unbedingt notwendig, wenn man das Wesen eines Künstlers erfassen will. Nicht das äußere Geschehen, sondern das innere ist im Falle Lotters das Ausschlaggebende. Der Dichter des „Hieronymus Lotter“ lehnt sich, soviel nur irgend möglich, an die Geschichte an. Ihm erscheint eine solide geschichtliche Untermauerung einer Dichtung schon aus dem Grunde wünschenswert, daß unsere Jugend wenigstens annähernd eine Vorstellung davon bekommt, wie sich Ereignisse ferner Jahrhunderte abgespielt haben können. Die Treue zur geschichtlichen Wahrheit leitete auch den Dichter des Heimatstückes „Hieronymus Lotter“.

## Egerländer Dämmerstunde

Holzf Horner plaudert in dem Büchlein vom Bastei-Verlag in Dresden über die Egerländer Mundart wie folgt:

Sitzweile im Egerlande! — Eine stille Dämmerstunde in den nebelverhangenen Tagen des Spätherbstes, im Schimmern des früh einfallenden Winterabends, wenn der Blick nicht mehr über den Dorftrand hinausreicht, die Welt klein wird und wir uns auf uns selbst besinnen. Im breitgetürmten Kachelofen prasselt das Feuer und rumort der Wind. Da sitzen wir auf der behaglichen Ofenbank, hängen unseren Gedanken nach, oder es kommt ein guter Freund oder auch zwei, und wir setzen uns zusammen und halten Sitzweile. Erst sind es alltägliche Worte um das letzte Geschehen im Dorfe, dann können wir uns auch einmal ereifern, und wir verbessern die Welt nach unserem Gutmeinen. Aber auch dieser Gesprächsstoff geht aus. Da tasten wir uns schön langsam in der abwägenden Art des Egerländer Bauern zurück, es kommen Erinnerungen, wie es zu „meiner Zeit“, d. i. in meiner Jugendzeit war, und es werden Geschichten und Sagen aufgetischt ganz in der Art, wie sie schon der Vater und der Großvater erzählten. Das ist dann die rechte Sitzweile! Und dazu, lieber Leser, sei nun auch du „recht schön willkommen“ setze dich zu uns und horche auch du!

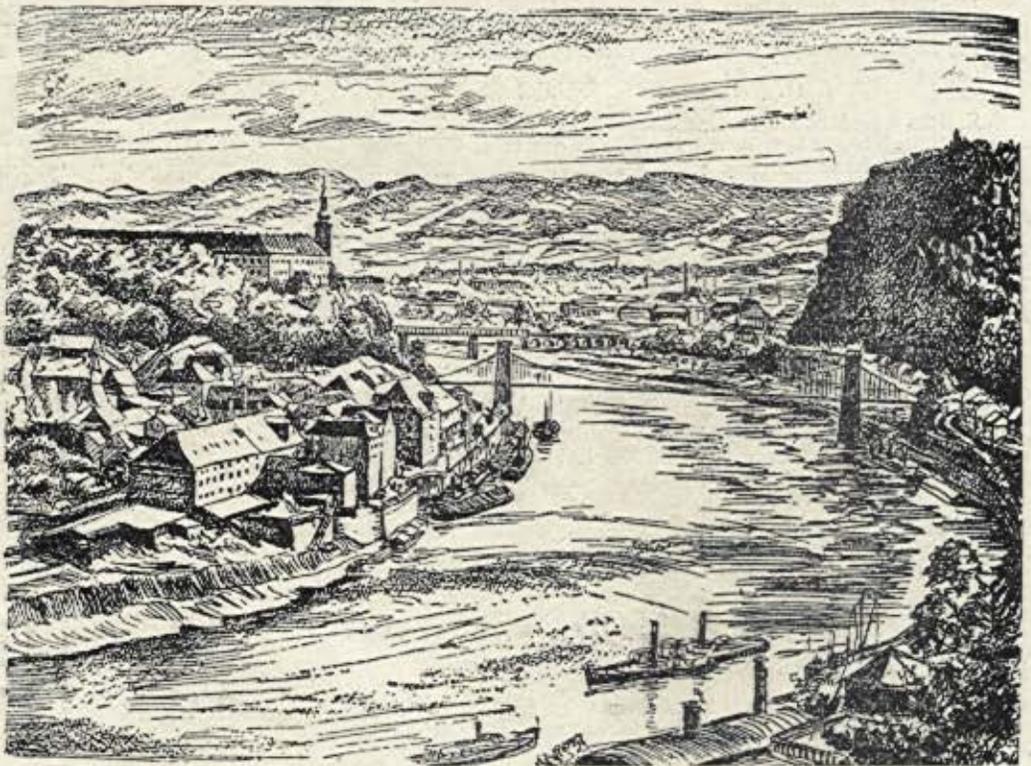
Weil du aber wahrscheinlich nicht aus unserer Heimat bist, muß ich dir doch erst noch ein Weniges über die Egerländer und ihre Mundart sagen. Fast dreiviertel Millionen Menschen sprechen innerhalb der Grenzen Böhmens in einem geschlossenen Sprachgebiet das Egerländische. Ich will nicht sagen, daß die Leute hierzulande etwa besser seien als sonst wo, aber schon um das Jahr 1150 haben unsere Väter vorderen diesen Heimatboden gerodet und fruchtbar gemacht, und diese jahrhundertlang Sitten auf der Scholle gibt eine sichere Kraft und ein starkes Volksbewußtsein, ohne daß davon eigentlich viel Aufhebens gemacht wird. Selbst der aus unserer Landschaft hervorgegangene Arbeiter hat sein Zugehörigkeitsgefühl zur Heimat lange noch nicht verloren, auch er ist Egerländer, und es wird wenige deutsche Stämme geben, in denen der Arbeiter und der Bauer so gleichmäßig die Mundart sprechen und wo es vor allem auch beim Gebildeten eine nicht erst zu betonende Selbstverständlichkeit ist, daß er unter Egerländern eben egerländisch redet. Dickschädel und „Huinschel“ (raffende Selbstfüchler) kommen auch bei uns gelegentlich vor, aber sonst sind wir gesund sogar kerngesund. Daß sich allerdings diese Gesundheit und strotzende Lebenskraft bei uns in erster Linie im Kaufen äußert, wie es selbst manche Egerländer Schreiber gerne wahrhaben wollten, ist ein längst überlebtes Märchen. Daß wir zwar zur gegebenen Zeit zuzuhauen verstehen und das dann auch gründlich, haben wir wohl im Weltkrieg bemerkt, aber Kaufbrüder sind wir keine. Doch arbeitstüchtig ist der

Egerländer, und er steht mit beiden Füßen mitten drin im Leben. Gefühlsduselei und Scharwänzeln liegen ihm nicht, doch er ist besinnlich und alle Zeit warm empfindend. In seiner unbestimmten Lebensbejahung liegt seine Gesundheit und in seiner wirklichkeitsnahen Einstellung gegenüber allen Dingen des Lebens. Und wie die Leute, so ihre Sprache.

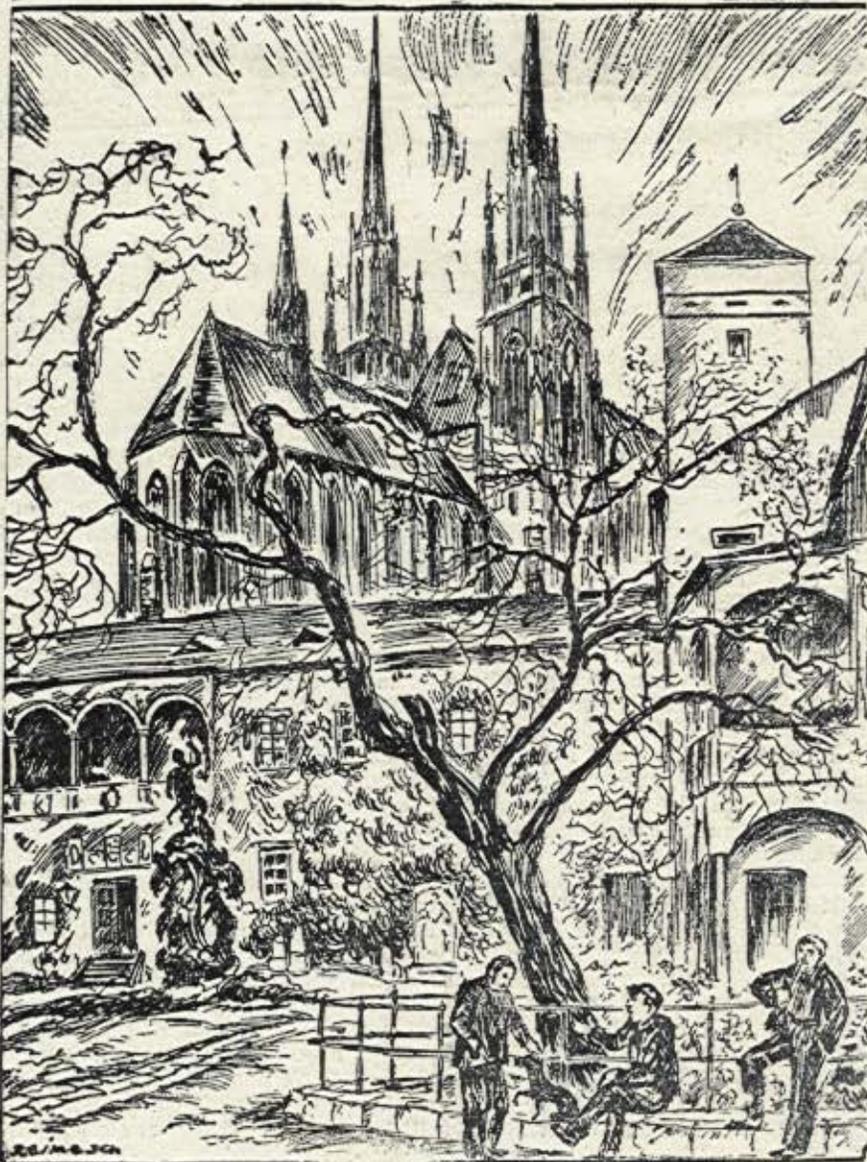
Mit der Egerländer Mundart hat es für den Außenstehenden allerdings einen großen Haken, weil sie für ihn glatterdings unverständlich ist, was uns vor nicht gar zu langer Zeit noch nicht selten die Meinung eintrug, daß wir eben doch „Böhmen“ seien. Dabei hat aber gerade die Sprache unserer slavischen Nachbarn auf unsere Mundart fast gar nicht abgefärbt, denn es herrscht da immer reinliche Scheidung. Das Egerländische ist eine bayrisch-nordgauische Mundart, die freilich in der Entwicklung eigene Wege gegangen ist. Zunächst hat sie sich eine große Menge mittelhochdeutscher Wörter erhalten, die in die Schriftsprache keinen Eingang fanden. Dann kennt sie die sogenannten gestürzten Zielaute. So wird etwa das mittelhochdeutsche huot im Bayrischen zu huat, im Egerländischen aber zu hout und ähnlicher Beispiele ließen sich viele anführen. Auch die Nüßelung kennt die Mundart, und sie hat außerdem einen häufigen Laut „a“, der zwischen „a“ und „o“ liegt. Dabei zieht der Egerländer beim Sprechen die Worte unbedenklich zusammen, und wo das nicht ohne Sprechschwierigkeit abgeht, führt er einfach einen Bindelaut ein. Daneben besitzt er noch eine Unmenge lautnachahmender Zeitwörter, die in der Schriftsprache überhaupt keine Angleichung haben. Alle Endsilben erfahren starke Abschwächungen, und selbst die Sachbildung weicht nicht selten von der der Schriftsprache ab. Alles dies wirkt zusammen, um die Mundart für den Nichtegerländer schwer verständlich zu machen. Da es im hier gegebenen knappen Rahmen ganz unmöglich ist, auch nur einigermaßen Richtlinien zum Lesen und zum Verständnis der Egerländer Mundart zu geben, wurden dem oben erwähnten Büchlein Uebersetzungen in die Schriftsprache beigegeben, die sich allerdings weitgehend in Wort und Satzform an das in Mundart Geschriebene anlehnen. Es gibt auch Leute, sogar sogenannte Fachleute, die da behaupten, unsere Mundart wäre grob. Gewiß, sie kennt nichts Rührseliges, es mangelt ihr an Gefühlsworten, weil der Egerländer mit seinem Innenleben nur schwer vor die Öffentlichkeit geht, und sie mag auch einmal derb sein, so wie eben das Leben ist. Sie nennt auch das Kind immer beim rechten Namen, aber grob, nein, grob ist sie nicht. Unsere Mundart ist nur kraft- und fastvoll, so wie die Leute sind, die sie sprechen.

Ueber mich selber soll ich nun auch noch etwas sagen. In Gottesnamen sei es. Geboren bin ich 1891 zu Grasseth bei Falkenau a. d. Eger

als der Sohn eines kleinen Bauern und außerdem als das älteste von zehn Kindern. Meine Ahnen waren schon 1600 in meinem jetzigen Wohnorte Königswertth Bauern, und einer scheint da sogar ein großer Rädelsführer gewesen zu sein. Später verzog meine Linie nach dem nahen Grasseth, und weil mein Urgroßvater neben seiner Wirtschaft auch noch das ehrsame Schusterhandwerk betrieb, heißt es bei uns daheim heute noch „Beim Häufelschuster“. Durch die Mittelschule schlug ich mich schlecht und recht auf eigene Faust und maturierte 1913 an der Staatsoberralschule im alten Städtchen Elbogen. Weil ich nun aber noch lange nichts war, kam ich auf eine Kohlengrube als ganz gewöhnlicher Arbeiter, wurde Elektriker und so nach und nach Mädchen für alles. Geschadet hat mir diese Zeit nichts. Ich habe viel Praktisches gelernt und habe bis heute die Tuchföhlung mit dem Arbeiter nicht verloren. Dann kam der Krieg. Ich rückte zum Gebirgsartillerieregiment Nr. 8 nach Brigen in Tirol ein, kam in die Offizierschule und machte zunächst den Durchmarsch durch Serbien mit. Beim Zusammenbruch, zu dem ich gerade Leutnant wurde, stand ich an der Piave in Italien. Mit Mann



Das reizende Tetschen-Bodenbach. Landschaftlich besonders reizvoll ist die sudetendeutsche Doppelstadt Tetschen-Bodenbach, die von der Elbe durchschnitten wird. Unsere Zeichnung zeigt links Tetschen mit dem Schloß und rechts Bodenbach mit Bahnhof und der hohen Schäferwand.



und Roß und Wagen zog ich in 18 Tagen über die Alpen bis nach Linz. Dort war der Krieg dann für mich aus, und ich war wieder einmal nichts. Aber da war nochmals die Kohlengrube die Rettung. Dort des Entgegenkommens der Generaldirektion der Britannia-Kohlenwerke kam ich an die Montanistische Hochschule nach Leoben in der grünen Steiermark, studierte dort mein Fach, und nun bin ich Warscheider (bergtechnischer Vermessungsbeamter) auf derselben Grube, auf der ich als Arbeiter meine bergmännische Laufbahn begann. Geheiratet habe ich inzwischen auch, und meiner guten Frau habe ich viel zu danken von dem, was an Seele in meiner bescheidenen Schriftstellerei liegt. Endlich habe ich noch einen blonden Jungen, der — so Gott will — schon etwas Tüchtiges werden wird. Für meine Egerländer Heimat begeisterte ich mich bereits an der Realschule. Dort schrieb ich auch meine erste Mundartgeschichte für die Egerer Zeitung, selbstverständlich ohne die Bewilligung durch die gestrenge Direktion, wie das dazumal noch nötig war. Die Geschichte wäre gut und gern ihre 12 bis 16 Stunden Karzer wert gewesen, wenn sie dem Direktor in die Hände gefallen wäre. Leider tat sie das aber nicht, und so kam ich um meinen ersten großen Erfolg als Schriftsteller, denn mit 16 Stunden Karzer war man immerhin ein berühmter Mann. Da ich unser Egerländer Dorf von Grund aus kenne und die Bindung zu den Bauern nicht verloren habe, konnte ich schon viel Volkstümliches sammeln und für die Wissenschaft einiges Wertvolle zusammentragen, insbesondere auf dem Gebiete der Mundarterkundung.

**Nebenstehend: Ein schöner Blick auf Brünn und die St. Peter-Kirche.** Die zweitgrößte Stadt der Tschecho-Slowakei, Brünn, hat eine starke deutsche Volksgruppe und seit altersher einen deutschen Charakter. Mehrere schöne gotische Kirchen schmücken die Stadt, die der Mittelpunkt einer bedeutenden Gewebe- und Metallindustrie ist. Auch eine deutsche Technische Hochschule befindet sich hier. In Brünn wirkte Gregor Mendel, der berühmte sudetendeutsche Forscher, der mit seinen in der Wissenschaft bekannten Mendelschen Regeln die Grundlage zur modernen Vererbungslehre legte.